

Nach-trägliches zum Juni 1980 in Zürich : Prinzip Hoffnung in der Zürcher Unruhe ; Solidarität mit diesem Ausdruck von Frustration ; Reaktion als sprachgewordene Angst

Autor(en): **Züfle, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **74 (1980)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ist aus Gangsterfilmen bekannt. Aber es ist — nach Brutus — südafrikanischer Alltag: Mord wird zum Unfall, wenn ihn das System begeht.

3 Vgl. Terrible Knowledge.

4 «Sirens, Knuckles, Boots» wurde 1963 von Mbasi Publications, Ibadan/Nigeria, herausgegeben und ist im Band «A Simple Lust» enthalten.

5 West Africa (London), 27. August 1979, p. 1559. Uebersetzungen von A. I.

6 A. a. O.

7 A. a. O.

8 A. a. O. — Gemeint ist Karens Gehirn.

MANFRED ZÜFLE

Nach-trägliches zum Juni 1980 in Zürich

Prinzip Hoffnung in der Zürcher Unruhe

Am 21. Juni geschah in der Zürcher Unruhe etwas vielleicht auf lange Sicht Entscheidendes. Nach außen zeichnete sich nach banger Minuten so etwas wie ein Sieg der Bewegung ab. Die Polizei wich von der Quaibrücke, ohne Tränengas, ohne Gummigeschosse eingesetzt zu haben. Sie wich aufrechten Ganges. Der Kommandant — und nicht nur er — nahm die Menge der Demonstrierenden zur Kenntnis, gab deren Zahl den verantwortlichen Behörden zu bedenken, und die Polizei wurde nicht eingesetzt! Die Zeitschrift «tell» hat ein Protokoll des Polizeifunks der kritischen Augenblicke veröffentlicht. Es gibt keinen Grund, an der Echtheit dieses Protokolls zu zweifeln. Der Jubel der Demonstrierenden war grenzenlos, der nachfolgende Zug übers Limmatquai wuchs aus ins Unermeßliche — und blieb friedlich, zeigte keine Gewalt. Das erste Transparent, das dem Zug vorangetragen wurde, lautete: «Ohne Polizei kein Krawall». Unterscriben hatten «betroffene Eltern», die Interessengemeinschaft Rote Fabrik und die Thearena, die beiden Gruppierungen, die sich schon lange um alternative Kultur in Zürich bemühen. Die Rathausbrücke war noch einmal abgeriegelt durch einen Polizeicordon. Niemand hatte im Sinn, dort einzudringen. Ich sah, als ich an ihnen vorbeizog, eine Reihe von Polizisten lachen. Wahrscheinlich waren es solche, die Lachen dem Einsatz von Tränengas vorzögen.

Vielleicht käme alles darauf an, diese vorläufige Wende in der Zürcher Unruhe zu verstehen. Sicher ist es zu früh, Endgültiges ausmachen zu wollen. Es war eine Wende, und sie hatte Resultat: die Eröffnung des Autonomen Jugendzentrums an der Limmatstraße. Aber es hieße schon fahrlässig optimistisch sein, wenn man die Gefährdung und die Gefährlichkeit des Erreichten nicht sehen wollte. Die Jungen, die ich in der Bewegung kennengelernt habe, erliegen solch fahrlässigem

Optimismus nicht. Daß es nun auch zu hoffen gibt, entspricht dem Prinzip, das Ernst Bloch als das eigentlich menschliche entdeckt hat.

Vor diesem 21. Juni war Merkwürdiges geschehen. Die Fakten sind aus der Tagespresse bekannt. Nach der Mittwoch-Demo vor dem Gemeinderat schien die Verhärtung der Fronten eine harte Konfrontation am Samstag unvermeidlich zu machen. Am Freitag zeichnete sich dann ein Ausweg ab, indem die Demonstration vom Münsterhof auf den Helvetiaplatz verlegt wurde. Am Samstag morgen erfuhr man von der vom Stadtrat verhängten Präventivhaft. Um zwei Uhr erzählten die in der Zwischenzeit aus der Haft wieder Entlassenen von ihren Erfahrungen. Die große Konfrontation war unvermeidlich, unvermeidlich war, daß durch die Bahnhofstraße, dieses Symbol funktionierenden Profitinteresses, gezogen wurde, obwohl die voran marschierende SP-Prominenz und Pfarrer Sieber mit seinem Esel das eigentlich vermeiden wollten. Es war offensichtlich eine Illusion, hier irgend etwas vermeiden zu wollen. In etwas war die ganze Bewegung der Jungen von allem Anfang an unerbittlich gewesen, ohne Bereitschaft zu Kompromiß. Ich würde es als eine Unerbittlichkeit des Gestus bezeichnen. Offenbar galt es nicht, ein ideologisch fixiertes Programm irgendwelcher Art durchzusetzen, sondern Frustration und Forderung öffentlich zu machen. Wie aber diese Öffentlichkeit sein sollte, bestimmte, in Auseinandersetzung mit den Bedingungen durch etablierte Behörden-Oeffentlichkeit, die Bewegung allein. Das konnte sehr spontan und lustvoll sein — «lieber blutt als kaputt» hieß es einmal — das konnte auch verdammt ernst werden. Am 21. Juni war man nahe am Ernstfall.

Solidarität mit diesem Ausdruck von Frustration

Es liegt mir fern, irgend etwas idealisieren zu wollen, noch ferner, durch nachträgliche Glorifikation anzuheizen. Ich erinnere mich nur sehr präzise an die würgende Angst, die mich und meinesgleichen, «betroffene» Nicht-Jugendliche, umgetrieben: Wir lassen doch unsere Kinder nicht in die Maschinerie öffentlicher Gewalt laufen! Und daß es am Samstag hätte Tote geben können, war wahrlich nicht die paranoisch gewordene Befürchtung von ein paar unverbesserlich Jugend-Bewegten. Das böse Wort von Emanuel Hurwitz über das Kriminelle in den Reaktionen des Stadtrats entstand sicher in diesem Kontext.

Das eigentlich Merkwürdige ist für mich die Rolle, die wir «betroffenen» Erwachsenen in den Ereignissen zu spielen hatten. Wenn ich merkwürdig sage, meine ich damit präzise, daß all das Geschehene noch lange nicht verdaut, geschweige denn verstanden ist. Wir alle, auch die politische und andere Prominenz, hatten in den wenigen Wochen begreifen müssen, daß unser Engagement gar nicht gefragt

war, wenn irgend jemand etwas mit dem wollte, was sich hier formulierte. Süppchen konnten auf diesem Feuer keine gekocht werden. Unter den Jungen hatte sich ein Spruch herausgebildet, der langsam gewachsen war: «Wer hat uns verraten? Die Sozialdemokraten. Wer verrät uns da? Die PdA. Wer verrät uns noch? Die POCH. Wer verrät uns schnell? Die RML. Wer verrät uns nie? Die Anarchie.» Es ist deshalb vollkommen lächerlich, wenn jetzt von bürgerlicher Seite wieder einmal Drahtzieher gesichtet werden. Natürlich kommen FDP usw. im Spruch der Jungen nicht einmal vor. Aber auch denen, die hierzulande links stehen, allenfalls Erinnerungen an 68 haben, blieb schon auch nichts anderes übrig als **Betroffenheit** erstens, zweitens **Solidarität** mit diesem Ausdruck von Frustration und ihren Forderungen nach Autonomie und drittens der Versuch, dem, was sich hier an Veränderung und Bewegung vielleicht abzuzeichnen beginnt, **Schutz durch Öffentlichkeit** zu geben. Das Buch der Gruppe Olten ist in diesem Sinn entstanden, in diesem Sinn waren aber auch die fürs erste gelungenen Versuche der SP der Stadt Zürich (die Trägerschaft für das Autonome Jugendzentrum einmal den Behörden gegenüber zu übernehmen) gemeint, als strukturelles Angebot gleichsam, damit Freiraum für Entwicklungen überhaupt gegeben sei, und so waren sicher die Aktionen betroffener Eltern gemeint, die sich einmal vor diese Jugend zu stellen versuchten.

Wenn ich auf den Juni 1980 zurückblicke und irgendwie versuche, Erfahrungen zusammenzufassen, zu orten, stoße ich letztlich auf das Moment des Ueberraschenden, des Unerwarteten, des damit auch einen Schock Auslösenden und in sehr konfuser Weise auch Angst Einflößenden. Ueberrascht waren eigentlich alle, ich würde meinen, nicht zuletzt auch die an den Ereignissen zuvorderst beteiligten Jugendlichen selbst. Auch wenn man von Berufs wegen seit Jahren, zum Beispiel als Lehrer, mit einem Teil dieser Jugend zu tun hatte — und hier muß einmal festgestellt werden, daß kaum ein Sektor der sogenannten Zürcher Jugend nicht in die Ereignisse involviert war —, war man überrumpelt. Zwar stellte man schon lange nicht gerade sehr Geheures fest: die Zunahme von Aussteigern im weitesten Sinne, die Zunahme von Flucht in die Aggression nach innen, gegen sich selbst, von der die Droge nur eine Ausdrucksform ist, eine Zunahme von Gedrücktsein (Depression) und von eigenartig diffus formulierten Gegen-Wunschvorstellungen. Aber man hatte doch viel mehr das Gefühl, daß sich das alles immer mehr nach innen fressen werde. Eine rapide Zunahme von jugendlichen Selbstmorden hätte mich, wenn ich ehrlich bin, leider weniger überrascht als dieser Ausbruch. Insgeheim war mancher meiner Generation resigniert (und ich behaupte beileibe nicht, daß jetzt mit

einem Schlag die Gründe für Resignation kleiner geworden wären!), viele von uns ließen sich wohl von der Macht der Verhältnisse mehr überzeugen als von den Utopien, die sie einmal hatten. Resignation ist doch wohl diese Ueberzeugung, ohne daß man sich hätte entschließen können, die Verhältnisse auch noch zu lieben! Nun, scheint mir, hat der Schock der Ereignisse auch noch anderes zur Sprache kommen lassen als wieder geweckte Hoffnungen. Davon nicht zu schweigen, ist vielleicht in nach-träglichen Gedanken am wichtigsten.

Reaktion als sprachgewordene Angst

Für mich hat, ausgelöst durch die Ereignisse, auch etwas (wieder) Sprache gewonnen, was ich als eine Art Bösartigkeit wahrnehme. Was ist diese Bösartigkeit, wenn sie gezwungen wird, sich zu äußern? Ist es etwas anderes als die manifeste Zufriedenheit mit den Verhältnissen, die jetzt reagiert, die im Traum zum Beispiel nach Khomeinis ruft, die drastisch Ordnung schaffen sollten? Zufrieden sein mit den Verhältnissen könnten doch aber eigentlich nur die, die mit den Verhältnissen mächtig sind, mit ihnen herrschen. Und aus dieser Ecke hat die Reaktion auf die Ereignisse denn auch Methode, entwickelt sie zum Beispiel erneut diese eigenartige Ideologie des Staates, von dem sie sonst möglichst keine Eingriffe in ihre Geschäfte duldet, den sie aber in solchen Stunden als nur Rechtsordnung ausgibt für alle, damit er nur ungestört Herrschaftsstaat bleibt über alle. Ideologieträger in solchen kritischen Tagen werden dann bestimmte Blätter, die grundsätzlich wissen, woran man zu sein hat, die dezidiert Stellung nehmen, von keinem, aber auch gar keinem Zweifel angekränkt. *Ecrasez l'infâme*, vornehm ausgedrückt, manchmal nicht einmal mehr das, aber sicher immer im Bewußtsein vom Ernst der Lage. Da entwickelt sich aber auch (wieder einmal) langfristige Strategie, damit, was nicht sein darf, sicher auch nie sein wird. Darüber braucht man sich eigentlich keine weiteren Gedanken zu machen. Da liegen wenigstens die Verhältnisse klar am Tageslicht.

Weniger klar liegen die Verhältnisse bei denen, die eigentlich wenig bis gar keinen Grund hätten, mit den auch ihnen zugemuteten Verhältnissen zufrieden zu sein, und deren Sprache jetzt plötzlich so bösartig ist, exakter, die jetzt unter dem Druck der Ereignisse überhaupt erst Sprache gefunden zu haben scheinen. Denn was sich hier plötzlich mit bösen Sätzen äußert, ist ja die sonst schweigende Mehrheit. Was drückt diese plötzliche Wut nun aus, in deren Namen dann auch hart von oben durchgegriffen werden soll, die selber nach vermehrtem und härterem Einsatz der Polizei zu schreien scheint und somit rückwärts gleichsam die Ideologie gewisser Blätter legitimiert? (Interessant ist,

daß ganz gehobene und sehr «volksnahe» Presseerzeugnisse und andere Medien in der Beurteilung der Lage sich eigenartig einig sind; oder vertreten sie nur letztlich dieselben Interessen?) Ich glaube, wir haben 1968 zu viel über die Bedeutung von Wörtern wie faschistisch und faschistoid gestritten, obwohl auch ich davon überzeugt bin, daß wir leider nach wie vor eine möglichst genaue Faschismustheorie nötig haben. Was aber jetzt vorläufig vorrangig not tut, sind ein paar Feststellungen und ein gewisses Verständnis. Unter Verständnis meine ich nicht in erster Linie Verständnis für die Wut, die entsteht, wenn ein Tram wegen einer Demo stecken bleibt, obwohl auch das, weit genug gedacht, einiges klar machen würde, das nicht gegen die Aktionen der Jungen gewendet werden könnte. Daß Trams fahren, dagegen haben die Demonstranten, weiß Gott, nichts. Aber Verständnis muß zunächst auch hier anderes feststellen, als daß Trams nicht mehr fahren können. So weit reichten auch die Einsichten des Stadtrats! Es muß zunächst festgestellt werden, so unangenehm das ist, daß bei denen, die jetzt nach Khomeinis und Konzentrations-, mindestens Arbeitslagern rufen, eine Wut sich ausdrückt — und sich gegen das Falsche richtet. Wenigstens nicht auch noch unnötig gestört will man schließlich sein, wenn man schon nichts weiteres zu wollen hat. Und jetzt kommen diese Jungen und sprechen einfach aus, daß dieses ungestörte Schweigen-Können nichts anderes ist als Frustration. Oder doch noch einmal konkret aufs Tram bezogen (hier hört man ja die erschreckendsten Sätze!): Wenn ich schon müde in der überfüllten Kiste hocke, möchte ich nicht noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß ich meistens auch nur kaputt nach Hause fahre. Die Wut ist also nichts anderes als sprachgewordene Angst. Diese gilt es zu verstehen. Ob sie eingeholt werden kann durch diese Bewegung, die sich am 21. Juni explizit an alle Frustrierten richtete, ist für mich die bange Frage.

Am Limmatquai an jenem Samstag ging neben mir plötzlich ein Auch-nicht-mehr-Jugendlicher, der vielleicht sonst auch solche Tramsätze ausstoßen könnte. Er schlug mir sehr kräftig auf die Schulter und sagte: «Jetzt weiß i woni äneghöre». Und er rief Kumpanen zu, die aus einer Beiz im Niederdorf gekommen waren, um sich das, was da vorbeizog, mal anzuschauen. «Schpinnsch?!», war ihre Antwort. Aber mein Nachbar ließ sich nicht beirren. Bis zum Zentral war er mit dabei und schrie: «Mitmarschiere, solidarisiere». Der erschütterndste Spruch, den die Bewegung geprägt hat, heißt: «Wir haben Grund genug zum Weinen — auch ohne euer Tränengas». Dieser Spruch würde eigentlich für fast alle gelten. Und denen, für die er nicht gilt, müßte mit ziviler Courage beigebracht werden, daß Tränengas in keinem Fall ein Argument ist.